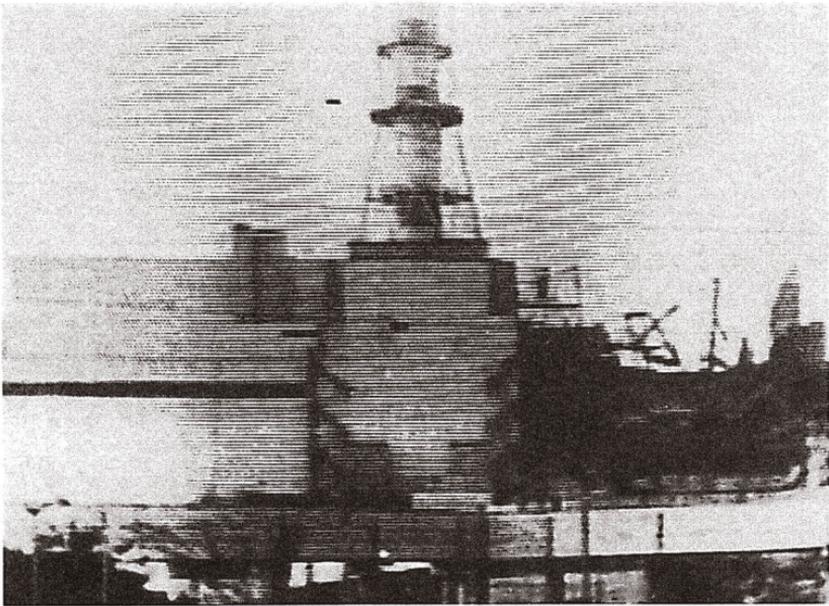


Jurij Stscherbak Protokolle einer Katastrophe



+++ tschernobyl/kiew +++

Mit zwei Texten
von Günther Anders

Jurij Stscherbak
Protokolle einer Katastrophe



In ungewohnter Offenheit beschreibt der Journalist und Seuchenarzt Jurij Stscherbak die Katastrophe von Tschernobyl als »traurigste und wichtigste« Erfahrung des sowjetischen Volks nach dem zweiten Weltkrieg.

Die hier vorliegenden Protokolle zeichnen anhand von Dokumenten, Interviews und Stellungnahmen von Betroffenen das alle Vorstellungen übersteigende Desaster jener Tage nach und schildern die Wirklichkeit gewordenen Schreckensvisionen aus dem persönlichen Erleben Einzelner.

Aufgrund der bedrohlichen Situation als Folge des Kriegs in der Ukraine am Atomkraftwerk Saporischschja wird der Bericht von 1987 über das Unglück in Tschernobyl wieder zugänglich gemacht, ergänzt durch zwei Texte von Günther Anders, „Zehn Thesen zu Tschernobyl“ sowie „Die strahlenden Salatköpfe“.

Jurij Stscherbak

Protokolle einer Katastrophe

Mit zwei Texten von Günther Anders

Europäische Verlagsanstalt

Die vorliegende Dokumentar-Erzählung wurde unter dem Titel »Tschernobyl« im Juni und Juli 1987 in der Moskauer Zeitschrift »Junost« veröffentlicht.

Aus dem Russischen von Barbara Conrad

E-Book (ePDF)

© CEP Europäische Verlagsanstalt GmbH, Hamburg 2022
Alle Rechte vorbehalten.

ePDF:
ISBN 978-3-86393-640-2

Auch als gedrucktes Buch erhältlich:
Neuausgabe: © CEP Europäische Verlagsanstalt GmbH, Hamburg 2022
Erstausgabe: 1988 © der deutschen Ausgabe by Athenäum Verlag GmbH,
Frankfurt am Main
Print: ISBN 978-3-86393-148-3

Informationen zu unserem Verlagsprogramm finden Sie im Internet unter
www.europaeischeverlagsanstalt.de

Inhalt

Protokolle einer Katastrophe	7
Dies bittere Wort Tschernobyl	18
Vor dem Unfall	23
Der Reaktorunfall	30
»Der gesamte Löschzug folgte Prawik«	34
Bjelokon von der Ersten Hilfe	46
Die Kolonne zur besonderen Verwendung	57
Vor der Evakuierung	64
Die Evakuierung	72
Einer aus der »kleinen Fußballmannschaft«	92
Blick auf Kiew	103
»Die Gefahr einer Explosion ist behoben«	113
Der Flug über dem Reaktor	120
Doktor Hammer, Doktor Gale	131
»Woran mißt man die Menschen?«	142
Letzte Warnung	153
Günther Anders	
10 Thesen zu Tschernobyl	181
Die strahlenden Salatköpfe	189

Protokolle
einer Katastrophe

Ein Jahr ist vergangen seit der Katastrophe im Kernkraftwerk Tschernobyl.

Nur ein Jahr.

Doch Welch ferne, behäbige Idylle scheint uns jetzt diese Welt vor Tschernobyl zu sein, wie ruhig und selbstzufrieden war sie all die Jahre in ihrer verschlafenen, lässigen Unbekümmertheit.

Für all diejenigen, die direkt oder indirekt von der Tragödie von Tschernobyl betroffen waren, ist die Zeit gleichsam in zwei ungleiche Teile gespalten: in die Zeit vor dem 26. April 1986 und in die danach. So, wie eine der Protagonistinnen unserer Erzählung, Anelija Perkowskaja, sagt: »Es erinnert sehr an den Krieg. Auch für uns hier im Stadtkomitee gab's bisher immer nur diese Einteilung: *vor dem Krieg* und *nach dem Krieg*. Aber jetzt sagen wir auch: Das war *vor dem Krieg*.«

Die Zeit seit dem Unglück, vor allem die ersten, schwierigsten Monate, die scheinbar eine ganze Ewigkeit dauerten, läßt sich in verschiedene Epochen, Etappen, Perioden, Stadien, oder wie immer man es nennen will, mit ihren besonderen Kennzeichen in klare Abschnitte unterteilen: vom Frühling mit seiner ganzen bezaubernden Schönheit, dem weißen Blütenmeer der Gärten, den Frühlingsfluten der Flüsse in diesem tragischen ukrainischen Frühling 1986, der von nun an in die Geschichtsbücher, die Chroniken und Menschheitslegenden eingehen wird – bis hin zu dem nebeligen Spätherbst in Tschernobyl, als die Arbeiten am Sarkophag abgeschlossen waren – dem Bau, der den geborstenen vierten Block zudeckte.

Ein Jahr, das ist vielleicht eine Sekunde in der Geschichte der Menschheit, und nicht einmal im Leben eines einzelnen Menschen ist das ein großer Zeitraum. Aber dies eine Jahr 1986 –

nein, viel weniger, diese paar Monate haben uns die Augen geöffnet, haben uns um eine ganze Epoche reifen lassen. Wir sind entschiedener geworden und stellen größere Anforderungen an uns selbst und an all diejenigen, die Entscheidungen zu treffen haben, die über Menschenleben und über die Natur bestimmen. Es ist ein strenger Maßstab, an dem wir jetzt das Verhalten der Menschen in jenen Monaten, die Worte, die in dieser für unser Volk so schweren Zeit gesagt und gedruckt worden sind, messen.

Denn der Preis ist hoch, den wir für Tschernobyl zu zahlen haben.

In den Mitteilungen des ZK der KPdSU und des Ministerrats der UdSSR vom 14. Dezember 1986 wird eine vorläufige Bilanz gezogen, wie die ungeheuren Aufgaben, die in kürzester Frist gelöst werden mußten, um die Unglücksfolgen im Kernkraftwerk Tschernobyl zu beseitigen, tatsächlich bewältigt wurden. In diesem Zusammenhang werden einige eindrucksvollen Zahlen und Fakten genannt, die uns eine Vorstellung davon vermitteln, wie kompliziert die Arbeiten zur Konservierung des zerstörten Energieblocks waren – gab es doch weder bei uns noch sonst irgendwo auf der Welt etwas Vergleichbares – und unter welch schwierigen Bedingungen sie durchgeführt wurden.

Noch läßt sich das Geschehen gar nicht voll ermessen, (ähnlich wie beim Großen Vaterländischen Krieg) – das muß einer späteren Zeit, vielleicht der fernen Zukunft überlassen werden. Weder Schriftsteller noch Journalisten, und seien sie noch so beschlagen, wären dazu schon heute in der Lage. Doch bin ich fest davon überzeugt, daß einst das Epos von Tschernobyl – und dieser Gedanke läßt mich nicht mehr los, daß wir es mit einem Epos zu tun haben, das in seinen ungeheuren Dimensionen an die Grundfragen der menschlichen Existenz wie Leben und Tod, Krieg und Frieden, Vergangenheit und Zukunft rührt

– in seiner ganzen Tragik ersteht. Mit Anerkennung und Dankbarkeit wird der wirklichen Helden gedacht, und mit Verachtung werden alle jene gezeichnet, die das Unglück und seine entsetzlichen Folgen zu verantworten haben. Von den knappen und präzisen Zahlen und Fakten, von der ganzen Kompliziertheit des alltäglichen Lebens und der dienstlichen Vorschriften bis hin zu den menschlichen Hoffnungen und Illusionen spannt sich der Bogen, mit dem ganzen Spektrum der Moralvorstellungen aller Beteiligten. Dazu bedarf es eines neuen Zugriffs, neuer literarischer Formen, anders als etwa »Krieg und Frieden« oder »Der stille Don«. Welche es sein werden? Das weiß ich nicht.

Einstweilen möchte ich nur diese Montage vorlegen: Dokumente, Fakten und Augenzeugenberichte, da ich schon bald nach dem Unglück mehrfach in der ZONE und den angrenzenden Gebieten war.

Die Explosion von Tschernobyl hat die Menschheit in eine neue Entwicklungsphase ihrer Zivilisation hineinkatapultiert, von der selbst Science-fiction-Autoren nur eine verschwommene Vorstellung hatten. Die meisten rational denkenden Wissenschaftler und Technokraten hatten mit ihrem Fortschrittsoptimismus und ihrer beschränkten Phantasie einen solchen Dünkel, daß sie gar nicht in der Lage waren, etwas Derartiges vorauszusehen – es auch gar nicht wollten. Nur ganz vereinzelt haben in letzter Zeit Forscher begonnen, über die möglichen Katastrophen nachzudenken, die aus der unglaublichen Konzentration von industrieller und wissenschaftlicher Kapazität entstehen könnten. Davon zeugen die Aussagen des Akademiemitglieds W.A. Legassow, die hier wiedergegeben werden.

Innerhalb von wenigen Tagen sind wir gleichsam von der einen Epoche – der voratomaren – in die nächste, noch unerforschte, übergegangen, die eine gründliche Umgestaltung unseres Denkens verlangt. Nicht nur charakterlich wurden die

Menschen auf die Probe gestellt, sondern auch in vielen ihrer Vorstellungen und Arbeitsweisen.

Das Schicksal hat uns hinter den Vorhang der Nacht blicken lassen, jener Nacht, die einbricht, wenn der erste atomare Sprengkopf explodiert. Das Unglück von Tschernobyl hat die Menschheit mit neuen Problemen konfrontiert – nicht nur mit wissenschaftlich-technischen, sondern auch psychologischen. Unser Bewußtsein wird sich schwertun mit dieser Absurdität, daß die tödliche Gefahr weder Geschmack noch Farbe oder Geruch hat und nur mit Spezialgeräten gemessen werden kann – die zudem, als das Unglück passierte, nicht vorhanden oder zumindest nicht einsatzbereit waren.

Das Unglück hat gezeigt, daß der Mensch, wenn er überleben will, ein neues »Instrumenten«-Denken entwickeln und sowohl seine Sinnesorgane als auch die althergebrachten Verfahren zur Erforschung seiner Umwelt (wie Mikroskopie oder chemische Analysen) vervollständigen muß: um den Geigerzähler.

Die Gefahr in Tschernobyl und um Tschernobyl verbreitete sich mit den Wohlgerüchen der Luft, sie lauerte in den rosaweißen Blüten der Apfel- und Aprikosenbäume, im Staub auf den Wegen und Straßen, im Wasser der Dorfbrunnen, in der Milch der Kühe, im frischen Gartengrün, überall in unserem idyllischen Frühling. Aber war es nur der Frühling?

Im Herbst, während eines Aufenthaltes im Bezirk Polesskoje, machte ich bei Gesprächen mit den Bewohnern der Orte Wiltscha und Seljonaja Poljana die Erfahrung, wie mühsam die neuen Anforderungen des Atomzeitalters ins Bewußtsein der Menschen, in ihren Alltag übergehen. Die alten Formen bäuerlichen Lebens, wie sie sich in Jahrhunderten herausgebildet haben, sind mit der neuen Realität der Welt *nach Tschernobyl* nicht vereinbar: Meßtechniker erzählten mir, daß es am schwierigsten, ja nahezu unmöglich sei, die Strohdächer in den

Dörfern, und das sind alle Dächer der Bauernkaten, von Radioaktivität zu säubern; besonders gefährlich sei das Verbrennen von Laub, und davon konnten wir uns selbst überzeugen, als wir in Wiltscha ein Meßgerät an einen Haufen hielten, den die sorglosen Hausbewohner im Hof aufgeschichtet hatten: das Gerät zeigte erheblich erhöhte Werte an. Da sage noch einer: »Und auch der Rauch des Vaterlands ist süß uns und gefällt uns. . .«¹ Inzwischen wurde hier jegliches Verbrennen von Holz verboten, weil jeder Ofen in Polesskoje, wie es einer der Ärzte zutreffend ausdrückte, zu einem vierten Reaktorblock in Kleinformat würde. Die Bevölkerung wurde mit Kohle beliefert.

Wer hätte noch vor einem Jahr geglaubt, daß mittlerweile erhöhte Strahlenwerte in den Pilzen, im Torflager, in den Johannisbeeren gemessen werden, auch in den Dörfern an den Häuserecken, dort, wo das Regenwasser von den Dächern tropft. . .

Weil die Gefahr nicht wahrnehmbar ist, hat sie bei den einen das Gefühl der Unsicherheit und Angst verstärkt, und bei den anderen, ganz im Gegenteil, unbekümmerten Leichtsinn provoziert: Manch einer dieser Waghalsigen mußte seine Ignoranz – auch gegenüber einfachsten und manchmal recht wirkungsvollen Schutzmaßnahmen – mit seiner Gesundheit bezahlen.

Als ich in die Region des Ausnahmezustandes kam und sah, welches Leid da völlig unvorgesehen über Zehntausende von Menschen hereingebrochen war, mußte ich oft an unsere literarischen Diskussionen über die Umsetzung moderner Themen denken: über die Existenz und Zukunft des Romans oder der Novelle, über die Rolle des »positiven Helden«, die Notwendigkeit, das Leben »zu studieren« (!), und all die anderen Fragen, die uns damals so wichtig vorkamen. Wie spitzfindig, wie lebensfern erschienen sie uns auf einmal dort, in der ZONE,

1 Zitat aus der Komödie »Verstand schafft Leiden« [1824] v. A.S. Gribédjedow.

wo sich vor meinen Augen dieses beispiellose Drama vollzog, als der Mensch – genau wie im Krieg – ziemlich schnell sein wahres Wesen zeigte: als die Masken plötzlich fielen wie das Laub von den Bäumen unter der Einwirkung von Entlaubungsmitteln, und als die großspurigen Schwätzer, die auf Versammlungen gewöhnlich zur »Beschleunigung«, zur »Aktivierung des Faktors Mensch« aufrufen, auf einmal »in den Büschen« waren, während die anderen, die Stillen, Unauffälligen plötzlich zu wahren Helden wurden.

Ich denke da zum Beispiel an den alten Feuerwehrmann, »Großvater« Grigori Matwejewitsch Chmel, dessen gemächlicher, in der Sprache des ukrainischen Bauern erzählter Bericht hier wiedergegeben wird: Er und seine beiden Söhne waren als Feuerwehrleute während des Unglücks im Kernkraftwerk erhöhter Strahlenbelastung ausgesetzt und lagen dann in verschiedenen Krankenhäusern in Moskau und Kiew; seine Frau wurde aus einer Ortschaft bei Pripjat ins Gebiet von Borodjansk evakuiert und arbeitete dort weiter – kochte Essen und brachte es den Arbeitern aufs Feld. . . Was ist denn unser alltägliches, lächerlich kleinkariertes Leben, welches wir zu Literatur verarbeiten, gegen das Drama dieser Menschen, die sich so würdig verhalten haben? Als ich die bedächtige Erzählung des Ukrainers Chmel hörte, mußte ich unwillkürlich an Gogols »Taras Bulba« denken.

Nach allem, was ich in Tschernobyl gesehen und erfahren hatte, dachte ich lange Zeit, nie mehr schreiben zu können – all die traditionellen literarischen Formen, die stilistischen Feinheiten und kompositorischen Kniffe schienen mir so unendlich weit von der Wahrheit entfernt, so künstlich und unnötig. Wenige Tage vor dem Unglück hatte ich einen Roman mit dem Titel »Ursachen und Folgen« abgeschlossen, der von Laborärzten handelt, die sich mit besonders gefährlichen und tödlichen Infektionen befassen; auch wenn manche Situationen in mei-

nem Roman durch ein seltsames Zusammentreffen von Umständen genau zu dem paßten, was ich dann zu sehen bekam (obwohl unvergleichlich in der Dimension), so ist dieses Buch in meinem Bewußtsein doch rasch weit in den Hintergrund, in die »Friedenszeiten« gerückt. .

Tschernobyl hat alles verschlungen.

Wie ein gigantischer Magnet lockte es mich an, erregte meine Phantasie, zwang mich, durch die ZONE, dieses seltsame Zerrbild der Wirklichkeit zu leben, nur noch an das Unglück und seine Folgen zu denken, an die Menschen im Krankenhaus, die mit dem Tod kämpften, oder die anderen, die in unmittelbarer Nähe zum Reaktor den atomaren Dämon zu bezwingen suchten. Es wäre mir niederträchtig vorgekommen, unmöglich, die Ereignisse, die meinem Volk eine solche Not gebracht haben, nicht zur Kenntnis zu nehmen. Viele Jahre vor dem April 1986 schon hatte ich Schuldgefühle, weil ich, ein gebürtiger Kiewer, ein Schriftsteller und Arzt, an einer Tragödie meiner Heimatstadt, die sich dort Anfang der sechziger Jahre ereignet hatte, vorübergegangen war: Damals hatten in Babi Jar² – wo die städtischen Behörden einen Vergnügungspark (!) planten – der nasse Sand und das Wasser, das sich angesammelt hatte, den Deich zum Einsturz gebracht, hatten Kurenjowka überflutet und furchtbare Verwüstungen angerichtet und zahlreiche Menschenleben gefordert. Viele Jahre lang hat die ukrainische Literatur (und ich mit ihr) zu dieser Katastrophe geschwiegen. Erst kürzlich haben sich Oles Gontschar in seiner Erzählung »Der schwarze Graben« und Pawlo Sagrebjelny in

2 Schlucht bei Kiew, wo am 29. und 30. September 1941 durch eine deutsche Einsatzgruppe 33 771 Kiewer Juden erschossen wurden. Das Massaker war die Vergeltungsaktion für den Bombenanschlag auf das deutsche Etappenkommando im Zentrum der besetzten Stadt, bei dem »Hunderte deutscher Soldaten« umgekommen waren (vgl. Gerald Reitlinger, Die Endlösung (1953) 1983, S. 262 f.)

seinem Roman »Südlicher Komfort« mit diesem entsetzlichen Vorfrühlingsunglück auseinandergesetzt. . . Warum habe ich damals geschwiegen? Ich hätte doch Fakten sammeln können, Berichte von Augenzeugen, hätte Verantwortliche für das Unglück finden und benennen können. . . Ich habe es nicht getan. Offenbar war ich damals noch nicht reif genug, die einfachen, aber so wichtigen Wahrheiten zu verstehen. Ja, und es war auch eine Zeit, in der man meinen Aufschrei nicht bemerkt hätte – wäre er doch nicht mehr als das Summen eines Insekts gewesen. Damals hatte ich gerade angefangen, in »Junost« und der »Literaturnaja Gaseta« zu veröffentlichen, und schrieb noch an meiner ersten größeren Erzählung »Wie im Krieg«. Aber das sage ich nicht zu meiner Rechtfertigung, sondern weil es die Wahrheit ist.

Tschernobyl habe ich vollkommen anders wahrgenommen: nicht nur als ein persönliches Unglück (mir selbst hat im Prinzip keine Gefahr gedroht), sondern als das einschneidendste Ereignis im Leben meines Volkes seit dem Großen Vaterländischen Krieg. Niemals hätte ich mir verziehen, wenn ich geschwiegen hätte. Zwar hatte ich mir zunächst für meine Berichte als Sonderkorrespondent der »Literaturnaja Gaseta« nur eine relativ begrenzte Aufgabe gestellt: Ich wollte vom Kampf der Ärzte erzählen, von ihrem Einsatz für die Unfallopfer. Aber dann ergab es sich, daß sich meine Nachforschungen mehr und mehr ausweiteten und ich Hunderte der verschiedensten Menschen befragte – Feuerwehrleute und Akademiestandmitglieder, Ärzte und Milizionäre, Lehrer und Kernkraftwerksarbeiter, Minister und Soldaten, Komsomolfunktionäre, einen amerikanischen Millionär und sowjetische Studenten.

Ich hörte ihnen zu, nahm ihre Berichte auf Tonband auf, und als ich dann später diese Aufzeichnungen nächtelang übertrug, war ich immer wieder überwältigt davon, wie ehrlich und aufrichtig diese Zeugnisse waren, wie genau in den Details, wie

treffsicher im Urteil. Deshalb habe ich mich auch bemüht, bei der Verarbeitung der Tonbandaufzeichnungen den individuellen Redestil, die Besonderheiten der Terminologie oder des Jargons,³ den Tonfall meiner Gesprächspartner wiederzugeben und nur im äußersten Notfall zu redigieren. Es war mir besonders wichtig, den dokumentarischen Charakter dieser menschlichen Zeugnisse zu bewahren.

Ich wollte, daß die Wahrheit erhalten bliebe.

Ich bin mir aber auch der Unvollständigkeit der vorgelegten Materialien bewußt: Die Berichte der Augenzeugen, die hier zu Wort kommen, berühren im großen und ganzen nur die erste, schwierigste Etappe des Unglücks; dabei gäbe es noch genug über den Bau des Sarkophags zu erzählen, über die Aktionen zur Entseuchung der Region, die Arbeit der Wissenschaftler und Ingenieure, außerdem über die 52 neuen Siedlungen im Kiewer Gebiet, die in aller kürzester Frist für die Evakuierten errichtet wurden, und darüber, wie der Staat die vom Unglück Betroffenen für ihre materiellen Verluste entschädigte, und natürlich auch über die selbstlose Arbeit der Ärzte innerhalb und außerhalb der ZONE. Wieviele menschliche Schicksale, die unser Interesse verdienten, wieviele unbekannte Helden! Aber ich sehe meine Aufgabe auch nicht als abgeschlossen an und werde weiterhin Material sammeln und die begonnene Arbeit zu Ende führen.

³ Tschernobyl liegt in der Westukraine, einige der Interviewten sprechen Ukrainisch bzw. ein stark mit Ukrainismen durchsetztes Russisch, was in der Übersetzung leider verloren geht.

Dies bittere Wort Tschernobyl

Tschernobyl.

Ein kleines, reizendes ukrainisches Provinzstädtchen, ganz in Grün gebettet, voller Kirsch- und Apfelbäume. Im Sommer haben hier die Kiewer, die Moskauer und die Leningrader gern ihren Urlaub verbracht. Sie kamen für eine längere Zeit, oft für den ganzen Sommer, mit Kind und Kegel, nahmen sich eine »Datscha«, das heißt Zimmer in den einstöckigen Holzhäusern, bereiteten hier ihre Vorräte an Eingesalzenem und Einkochtem für den Winter zu, sammelten Pilze, die es in den hiesigen Wäldern in Hülle und Fülle gibt, sonnten sich an den herrlich sauberen Sandstränden des Kiewer »Meers« – des großen Stausees – und angelten. Und es schien, als ob hier die Schönheit der Natur von Polessje und die in Beton verwahrten vier Blöcke des Kernkraftwerks, das etwas nördlich von Tschernobyl liegt, eine erstaunlich harmonische Verbindung eingegangen wären.

Es schien so . . .

Als ich Anfang Mai 1986 nach Tschernobyl kam, habe ich (und nicht nur ich allein) gleichsam einen Blick in die seltsam unwirkliche Welt *hinter* dem *Spiegel* getan, von der die unsichtbare und deshalb so verhängnisvolle erhöhte radioaktive Strahlung ausging. Ich sah etwas, was mir noch am Abend vorher nicht einmal in den kühnsten Träumen gekommen wäre, obwohl eigentlich alles auf eine gespenstische Weise ziemlich alltäglich schien. Später, als ich dann öfters hier war, hatte ich mich daran schon gewöhnt.

Es war eine Stadt ohne Bewohner, ohne lärmende Kinder, ohne das übliche provinzielle, gemächliche Alltagsleben. Die Fensterläden waren dicht verriegelt, verschlossen und versiegelt waren alle Häuser, Läden und Behörden. Auf den Balkons

der fünfstöckigen Häuserblocks bei der Feuerwache standen Fahrräder, hing Wäsche. Nirgendwo in der Stadt gab es noch Haustiere, morgens brüllten keine Kühe, nur verwilderte Hunde streunten herum, ein paar Hühner gackerten, und Vögel zwitscherten im Laub der Bäume. Die Vögel wußten ja nicht, daß das verstrahlte Laub in jenen Tagen eine Quelle von besonders hoher Radioaktivität war.

Aber die von den Bewohnern verlassene Stadt war nicht tot. Sie lebte und kämpfte. Nur lebte sie nach den strengen und für uns alle absolut neuen Notstandsgesetzen des Atomzeitalters. In der Stadt und um die Stadt herum waren ungeheure Mengen von Technik konzentriert: da standen riesige Bulldozer und Traktoren, Kranwagen und Planierraupen, Grabenbagger und Betonfahrzeuge. Gegenüber vom Stadtbezirkskomitee, neben dem Lenindenkmal, war ein Panzerspähwagen postiert, aus dem ein junger Soldat mit Atemschutzgerät herausah. Unter gefleckten Tarnnetzen befanden sich Funkstationen und Militärlaster. Und vor dem Stadtbezirkskomitee und dem Bezirksexekutivkomitee, von wo aus die gesamte Operation geleitet wurde, standen Dutzende von Wagen – schwarze Wolgas und Tschaikas – ganz so, als fände hier eine Konferenz auf höchster Ebene statt. Ein Teil dieser Autos mußte später wegen zu starker radioaktiver Belastung für immer in der ZONE gelassen werden. Auf den Zufahrtsstraßen nach Tschernobyl waren zahlreiche Kontrollposten eingerichtet, die mit ihren Meßgeräten die Autos und Traktoren aufs strengste überprüften; auf speziell eingerichteten Plätzen entseuchten Soldaten in grünen Chemoschutzkitteln alles technische Gerät, das aus der ZONE kam. Sprengfahrzeuge spritzten pausenlos die Straßen von Tschernobyl ab, und überall regelten Posten der staatlichen Automobilinspektion den Verkehr – wie vor Festtagen auf den belebten Kiewer Ausfallstraßen.